Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 124. Bromberg, den 31. Mai 1930.

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von **Johannes Bergmann**, Hellerau.

Alle Rechte vorbehalten. — Amerikanisches Copyright by Verlag der Dr. Güntzschen Stiftung, Dresden.

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es fiel mir gar nicht schwer, den ganzen langen Tag mit ungebundenen Schnürriemen herumzulaufen, bis es einem einfiel, sich danach zu bücken. Alle Eitelkeit hatte ich ja schon längst aus meinem Leben gestrichen, warum jetzt nicht auch den Ordnungssinn.

An den Winterabenden saßen wir Narren gemütlich am Kaminfeuer, jeder brütete sein Ei aus, ich das meinige: die Fahrt nach Deutschland.

Aber das Kücken wollte und wollte nicht zur Welt kommen. Pessimistisch brauchte ich ja nicht zu sein; denn es war noch kein neuer Transport zusammengestellt worden. Woran es lag, wußte und ahnte anscheinend niemand. Ich hatte meine Augen und Ohren, allem Anschein zum Trotz, überall und lauschte wie ein Spürhund auf jedes Wort, das in der Austauschangelegenheit fiel. Nur die englische Regierung schien aber im Bilde zu sein.

Wir waren etwa dreißig Deutsche in der Abteilung, lauter Kranke oder Rekonvaleszenten — und ich Simulant. Gelegentlich erhielt jeder sein Bündel geschnürt. Das war für mich beunruhigend: Es konnten doch unmöglich alle nach Deutschland geschickt werden. Verladen wurden wir in einen Eisenbahnwagen mit Sack und Pack. Die Enttäuschung war groß, als wir in einer anderen Irrenanstalt landeten.

Die Engländer hatten nämlich auf Grund der uneingeschränkten deutschen Unterseebootblockade jeglichen Gefangenenaustausch nach Deutschland via Holland bis auf weiteres eingestellt.

Das war eine Maßnahme, die im ganzen doch die unglücklichsten aller Geschöpfe traf.

Ich aber hätte darüber verrückt werden können.

31. Täglich besser und besser.

Coué und seine Methode hatte man damals noch nicht erfunden. Trotzdem ging es mir von Tag zu Tag besser und besser. In der Irrenanstalt bei Reading, in der wir Deutsche einen geräumigen Flügel bewohnten, freuten sich zwei brave Ärzte über den unverkennbaren Erfolg, den ihre Behandlungsweise bei mir hatte. Sie lieferten mir Tabak für meine Pfeife.

„Mag er nur rauchen", sagte der alte gemütliche Chefarzt, „er kann schon eine Naht vertilgen. Anfangs hat er überhaupt nicht geraucht."

So saß ich denn vergnügt in meiner Ecke des Tagesraumes und qualmte. Die Besserung mußte natürlich ganz langsam vor sich gehen, damit — ich dem Arzt nicht die Freude über seinen Heilerfolg nahm. Sieben lange Monate brauchte ich dazu. Ich wurde oft und gründlich untersucht, kam eine Inspektion, so mußte ich vorgeführt werden.

„Ein ganz ungewöhnlicher Erfolg", pflegte dann der verantwortliche Arzt zu sagen, und jeder seiner Untergebenen behandelte mich wie ein rohes Ei, damit ja kein Rückfall eintrat.

In dieser Anstalt kannte man keine Grausamkeiten.

Allmählich fing ich auch wieder an, mich für meine Umwelt zu interessieren. Das Narrenspiel war ja durch die Einstellung des Gefangenenaustausches völlig zwecklos geworden.

Anzeichen geistiger Anomalie glaubte man noch bis zuletzt bei mir feststellen zu können, weil ich den ganzen Tag über schrieb; aber ich ließ sie dabei; denn der „Schreibfimmel", wie meine Kameraden sich ausdrückten, äußerte sich auch in einer für sie vorteilhaften Weise: Gelegenheitsgedichte entstanden, wenn ein kleines Fest unter uns veranstaltet wurde. Anderes Geschreibsel machte die Runde wie eine Art Aufmunterungslektüre, und die Engländer besorgten mir willig für mein Geld immer wieder neues Papier und Schreibzeug.

„Was der nur immer schreibt", meinte der Arzt und lächelte wohlwollend. In seinem Innern aber — man konnte es ihm von den Augen lesen — hegte er die nicht leicht zu widerlegende Auffassung, daß ein völlig normaler Mensch kein Bedürfnis hat, täglich so viel „Unsinn" zu Papier zu bringen.

„Vielleicht würde es ihm ganz gut tun, einmal von seiner Schreiberei abgelenkt zu werden, hatte der Mann, der für meinen Geisteszustand verantwortlich war, eines Tages geäußert. Er meinte damit — es lag im Zuge seiner psychiatrischen Erfahrung —, daß ich körperliche Arbeit verrichten müßte. Deshalb verschickte man mich zusammen mit einigen Rekonvaleszenten nach einem Konzentrationslager: mitten in der schönen Jahreszeit — im Sommer 1917.

In Pattishall in Northamptonshire begann nun für mich ein neues Leben hinter dem Stacheldraht.

*

Das Lager gliederte sich in vier umfangreiche, voneinander getrennte Abteilungen, mit je zweitausend Mann. Wir Ankömmlinge wurden sofort „auseinandergerissen", und ich suchte mich unter den neuen Gefangenen — es waren fast lauter frischgefangene „Schwäble" — zurechtzufinden.

Gleich bei meiner Ankunft gab es eine ziemlich stürmische Auseinandersetzung zwischen mir und dem englischen Lagersergeanten, der meinte, daß ich, wenn ich seit 1914 in Gefangenschaft sei, alle notwendigen Ausrüstungsgegenstände wie Eßgeschirr, Handtuch und ähnliches längst besitzen müßte.

Die Neulinge wunderten sich über solches Gebaren eines Kriegsgefangenen und wollten merkwürdigerweise mit mir nichts zu tun haben.

In der Kompanie, der ich zugeteilt wurde, entdeckte ich einen Seemann, Maat eines Unterseebootes. Ich zog ihn sofort in ein Gespräch und hatte allerhand Fragen an ihn zu richten. Die Schwaben standen von ferne und tuschelten. Abends bei der berühmten Zählparade nahmen meine Mitgefangenen mir gegenüber eine drohende Haltung an.

Was da nur vor sich ging?

Einige deuteten auf meinen Waffenrock: so einen hatten sie noch nie gesehen. Es war der alte Schutztruppenrock von früher.

Nach der Parade wurde ich einem strengen Verhör unterzogen, an dem sämtliche deutsche Feldwebel und der Führer des Lagers teilnahmen.

Der Wortführer wandte sich mit ganz eigenartigen Kreuzfragen an mich, etwa wie ein Untersuchungsrichter, und als ich ihm nachwies, daß ich schon eine Flucht hinter mir hatte, horchten sie alle auf.

„Ich warne Sie", sagte der Lagerleiter ernst, „weiter solch verfängliche Fragen an den Seemann zu richten. Sie gelten hier als englischer Spion, und man beabsichtigt bereits, Sie kaltzumachen."

Mein Englisch, mein Waffenrock, meine Unterhaltung mit dem Seemann hatten diesen „Skandal" verursacht. Ich fiel aus den Wolken.

Da ließ der Lagerleiter nachfragen, ob nicht doch noch ein alter Gefangener von 1914, der Dorchester gesehen hatte, aufzutreiben sei, und es gelang ihm.

Der Kronzeuge hatte den Aufruhr der Waffenlosen in den Septembertagen von 1915 zu Dorchester miterlebt.

Deswegen — nur deswegen wurde ich nicht kaltgemacht.

*

Jeder deutsch sprechende Engländer galt im Kriege als eine Perle, die man nicht vor die Säne warf. Trotzdem waren wir Kriegsgefangenen diejenigen, die mit solchen Perlen bedacht wurden, aber sie reichten nicht aus. Ich, der Narr von Netley, wurde deshalb ein paar Tage nach meinem Einzug in Pattishall zum Dolmetscher der Krankenstation des gesamten Lagers befördert, ein Amt, das ich gern annahm, weil es wesentlich war, daß die Krankenbehandlung — wir hatten Hunderte von Schwerkriegsbeschädigten zu betreuen — nicht durch die sprachliche Klippe erschwert wurde. Zudem mag es dem Arzt lieb gewesen sein, mir eine Beschäftigung in seiner nächsten Nähe zu geben — für alle Fälle.

So wurde ich denn in einer von Garten- und Wiesenland umgebenen, aber noch innerhalb des Stacheldrahtverhaues liegenden Krankenbaracke untergebracht, nahm an den Visiten und Sprechstunden des Arztes teil und durfte bei Operationen — es handelte sich meist nur um Knochenschabungen und kleine Inzisionen — assistieren, soweit ein Laie überhaupt dafür in Frage kommen konnte. Die Behandlung ließ nichts zu wünschen übrig; die Station besaß sogar eine eigene, vorzügliche Apotheke, und zwei erfahrene Ärzte teilten sich in die Arbeit.

Erst als die Grippeepidemie, die ihren Todeszug durch alle Länder der Erde nahm, nach Monaten in der Barackenstadt guten Boden fand und die Leute zu Dutzenden bei den Zählparaden „schlapp machten", wurde die Lage wieder sehr ernst. Fast das gesamte Lager verwandelte sich im Nu in ein einziges Krankenhaus. Wie die Fliegen fielen die Leute aus den Reihen, und wir kamen nicht mehr los von der Chininflasche.

Manchem armen Teufel haben wir dann auch das letzte Geleit geben müssen. Die Engländer stellten jedesmal eine Ehrenkompanie, und den Sarg bedeckte die deutsche Kriegsflagge.

Ein Fall wurde bekannt, der noch lange die kleine Welt erschütterte, wenn einer darüber sprach.

In einem der vier Lagerverbände erhielt ein Mann die freudige Nachricht von seiner Mutter, daß sich sein Bruder in demselben Lager befinde: und keiner ahnte etwas vom andern. Der Empfänger des Briefes machte sich sofort auf die Suche in der Abteilung, die die Mutter bezeichnet hatte, und wandte sich an den Kompanieführer.

„Jawohl", sagte dieser, „der Mann gehörte zu meiner Kompanie. Was wollen Sie noch von ihm?"

„Es ist mein Bruder", drängte der Frager. „Ich möchte ihn sprechen."

Der Kompanieführer aber schwieg. Dann nahm er den Mann auf die Seite und brachte ihm schonend bei, daß man seinen Bruder am gleichen Morgen begraben habe.

Er war an der Grippe gestorben.

*

„Kennen Sie Volkmar, den Unterseebootslotsen, der 1915 aus Dorchester entflohen ist?"

Der Mann, der die Frage an mich richtete, war der Obermaat eines deutschen Unterseebootes. Er hatte erfahren, daß auch ich in Dorchester gewesen war. Die Frage berührte mich seltsam genug. Zeiten und Welten trennten uns ja von jenem Wagnis.

„Volkmar! Ja, wo steckt der denn?"

Der Seemann merkte sofort, daß ich den Lotsen kannte, und er erzählte mir alles, was er über das Schicksal Volkmars wußte. Der Obermaat hatte es ja zum Teil miterlebt.

32. Der Lotse geht an Bord.

Etwa eine Viertelstunde Weges von der Stelle entfernt, wo Helm und ich im Hafen von West-Hartlepool die Nacht zugebracht hatten, war fast zu selben Zeit der Lotse „untergekrochen". Ein angefaulter Holzklotz diente ihm als Sitz, mit dem Rücken lehnte er sich gegen eine Schuppenwand; aber nur wenige Stunden hatte er sich Ruhe gegönnt, weil ihn die Befürchtung quälte, man habe uns erwischt und fahnde nach ihm.

Er überrechnete seine Barschaft. Sie reichte nicht mehr zu einer Rückfahrt nach London. Bei Nacht und Nebel stahl er sich aus dem Hafengebiet, wanderte auf einsamen Gassen durch die Stadt, bis er abseits in einem Gebüsch ein geeignetes Versteck ausgespürt hatte, wo er sich mit einiger Sicherheit bis zum Morgen halten konnte.

Bei einem alten Bekannten, Däne von Geburt, konnte er sich ohne Pfand ganze zehn Schillinge leihen, so daß ihm wenigstens die Fahrkarte nach London sicher war. Der nächste Schnellzug brachte ihn nach der Themsestadt zurück.

Mittellos und hungrig, müde und abgekämpft schleppte er sich in die Gegend der Docks, ohne eigentlich einen rechten Entschluß zu fassen.

Die Zeitungsjungen lärmten durch die Straßen und vertrieben Stöße von Abendblättern; die Kerls schrien sich heiser und suchten sich gegenseitig den Rang abzulaufen. Da gelang es ihm, einen älteren Zeitungsmann, dem sein Beruf nicht gerade leicht zu fallen schien, in ein Gespräch zu verwickeln.

„Höre, Freund", sagte der Lotse, „die Jungen haben bessere Kehlen und flinkere Beine als wir. Der Teufel weiß, wie da ein Mann in unseren Jahren — der Lotse hatte bereits gute vierzig Lenze auf dem Rücken — sein Brot verdienen soll."

„Gehörst du auch zu uns?" fragte der Mann und überschlug leichthin die Stückzahl der Blätter, die noch zu verkaufen waren.

Der Lotse nickte und gab dem „Kollegen" zu verstehen, daß er, untauglich geworden für seinen einstigen Seemannsberuf, als Zeitungsmann immer ganz gut verdient habe. „Aber augenblicklich habe ich nichts zu beißen und keinen roten Farthing in der Tasche."

„Wo wohnst du?" erkundigte sich der Verkäufer.

Da ging der Lotse aufs Ganze, erfand eine Geschichte, wie er mit der Polizei in Konflikt geraten sei und nach einer kurzen Gefängnisstrafe wieder seine Freiheit besitze. „Ich habe noch keine Wohnung", schloß er.

(Fortsetzung folgt.)

Bildnis.

Es blinkt von gelber Bernsteinflut umgossen
Wie Rosenalabaster ihre Stirn,
Wie wenn von kosmisch tiefem Glanz umflossen
Am Abend brennt schneereiner Hochlandsfirn.

Die Augen spiegeln hell in dunkler Tiefe
Des klaren Lichtgewölbs ätherisch Blau,
Es blinkt, als ob auf ihrem Goldgrund schliefe
Zu Perl gesteintes Lachen einer Edelfrau.

Und weiten sie sich groß im Abendgluten,
So öffnet sich der dämmertiefe Grund:
Und hinter ihm erstrahlt in Lichterfluten
Das Land der Seele, magisch hunt.

Heinz Ludwig Raymann.

Der größte Regisseur unserer Zeit.

Max Reinhardts Bedeutung für das deutsche Theaterwesen.

Es ist kein Zufall, daß gerade die Tatsache des 25jährigen Direktoren-Jubiläums Max Reinhardts in so großer Form gefeiert wird. Als im Mai 1905 Max Reinhardt als Direktor im Deutschen Theater einzog, begann sein großer Aufstieg, und mit ihm war eine neue Blüte des deutschen Theaterwesens verbunden. Erstaunlich, ja geradezu phantastisch war der rasche Aufstieg des kleinen Schauspielers Max Reinhardt zu dem im Augenblick lebenden größten Bühnenleiter der Welt. Der Jubilar ist in Baden bei Wien am 9. September 1873 geboren. Er begann in Österreich, fand aber bald den Weg zu Otto Brahm. Von den Rollen, die Reinhardt gespielt hat, seien erwähnt der Mephisto, Philipp II., Engstrand, Foldal, Michael Kramer, Schiffer Wulkow aus dem „Biberpelz".

Die erste Etappe auf Max Reinhardts Weg zu den Höhen des Ruhmes war die Gründung des Kabaretts „Schall und Rauch", das übrigens noch eine, wenn auch nur kurze Zeit dauernde Wiederauferstehung gefeiert hat. Da, wo jetzt das Kleine Theater Unter den Linden ist, kam man mit der Burleske „Serenissimus" heraus und hatte einen Bombenerfolg. Das Kabarett war jedoch nur ein erster Schritt. Dem Lächeln folgte bald der Ernst. Reinhardt wandte sich der dramatischen Kunst zu. Das Kleine Theater wurde gegründet. Mit Strindbergs „Rausch" war die Kunststadt Berlin erobert. Immer größere, immer weitere Ziele wurden erstrebt und erreicht. Max Reinhardts Schaffensdrang sprengte immer wieder die ihm zu eng werdenden Fesseln der ihm unterstehenden Bühnen. Sein großer Traum war die Herrschaft über das gewaltige große Volkstheater der Fünftausend, und als Gegenstück dazu das kleine, intime Theater. Beides hat er erreicht, nicht zuletzt durch die Unterstützung, die er durch seinen Bruder Edmund Reinhardt fand, der sich mit seiner großen kaufmännischen Begabung ganz in den Dienst des vergötterten Bruders stellte. Edmund Reinhardt glaubte an das Genie seines Bruders. In dessen Interesse lag ihm mehr daran, ihm die Möglichkeit zu geben, ganz seinen Ideen und seinen Plänen zu leben, als pekuniäre Erfolge zu erzielen. Edmund Reinhardt war zu sehr Kaufmann, um nicht zu wissen, daß künstlerisches Schaffen nur dann sich auswirken kann, wenn auch genügend Geldmittel vorhanden sind. Die Reinhardt-Bühnen waren in kaufmännischer Beziehung immer sehr gut organisiert. Endziel blieb jedoch stets, Max Reinhardt alle Möglichkeiten zu erschließen, seine großen, künstlerischen Fähigkeiten zu betätigen.

Was hat Max Reinhardt der deutschen Bühne, dem deutschen Theater gegeben? Er hat, was bei dem schweren Kampf, den alle Theater um ihre Existenz führen mußten, besonders anzuerkennen ist, das deutsche Theaterwesen einer neuen Blüte entgegengeführt. Zwei Züge sind für Max Reinhardt charakteristisch. Die bis zur letzten Konsequenz durchgeführte Hervorhebung der schauspielerischen Leistung; Kultivierung der Darstellungskunst; die individualistische Behandlung jedes Einzelnen, von denen er jeden zu Leistungen heraufführte, in denen sich die Schauspieler selbst übertrafen. Mit Max Reinhardt zusammen ist eine Schauspielergeneration herangewachsen, deren Darstellungskunst nicht allein tonangebend für Deutschland, sondern auch für die Welt war. Ein Vergleich mit der Auswirkung der Meininger Bühne liegt nahe. Neben der Betonung der schauspielerischen Leistung ist Max Reinhardts zweites großes Verdienst seine Vertiefung in die Stücke, die er herausbrachte. Er hat sie fast alle geradezu neugeschaffen. Er hat sie erfüllt mit seinem Geist. Das, was jede Aufführung für jeden zu einem Erlebnis werden ließ, ist die Herausarbeitung des stimmungsmäßigen Elementes, das auf alle Zuschauer mit der unverfälschten Kraft des Wahrhaftigen eindringt. Max Reinhardt zwingt jeden nicht allein zum Schauen, zum Bewundern, sondern zum Miterleben. Darin liegt die große Bedeutung dieses Mannes, der es stets verstanden hat, uns Heutigen auch die Werke vergangener Epochen nahezuführen.

In der Stärke Max Reinhardts liegt aber zugleich auch eine gewisse Schwäche. Wenn das deutsche Bühnenschrifttum seit Jahren schon daniederliegt, so ist eine der Hauptursachen, daß die deutschen Schriftsteller bei den Theaterleitern nur wenig und auch gar keine Unterstützung gefunden haben. Übersieht man Reinhardts Werk der letzten 25 Jahre, so wird man nur wenige junge Schriftsteller finden, die von ihm gefördert und herausgebracht wurden. Immer wieder hat er seine besten Leistungen mit Standardwerken der Literatur gebracht. Max Reinhardts Weg ging aus vom Schauspieler, und er führte zu der Vorherrschaft des Schauspielers auf der Bühne. Es ist heute eine unbestrittene Tatsache, daß man in das Theater, besonders in die Berliner Theater nicht wegen der Stücke, die dort gespielt werden, geht, sondern wegen der glänzenden Darstellung und der großartigen Regie. Otto Brahm war der Theaterleiter, der von der Literatur herkam und sie förderte. Unter dem Einfluß der jetzt herrschenden Theaterkreise ist das Schrifttum, ist die literarische Schöpfung als solche zurückgedrängt worden. Max Reinhardt ist kein Neuerer und kein Förderer auf dem Gebiete der literarischen Schöpfungen gewesen. Seine Leistungen sind Gegenwartsleistungen; er hat befruchtend gewirkt auf eine Schauspielergeneration, die in ihm ihren vergötterten Förderer sieht. Seine Regietaten werden lange unvergeßlich bleiben. Dagegen bleibt eine noch zu beantwortende Frage, ob er dem deutschen Schrifttum nicht mehr geschadet als genützt hat.

25 Jahre lang hat Max Reinhardt im Brennpunkt des Interesses des deutschen Theaterwesens und des Theaterlebens der Welt gestanden. Berlin, Wien, Gastspiel-Tourneen durch ganz Deutschland, Amerika und Salzburg; das sind die Stätten, die durch sein Schaffen geadelt wurden. Bewunderungswürdig, wie jung dieser Mann geblieben ist, der heute im 57. Lebensjahre steht, und der nicht allein noch immer als Führer anerkannt wird, sondern der noch immer unerschöpflich allen seinen Mitarbeitern gibt und schenkt. Mag man über manche unvermeidlichen Auswirkungen seines Schaffens auch pessimistisch urteilen, eines ist Tatsache: Max Reinhardt hat die deutschen Bühnen einer neuen Blütezeit entgegengeführt; er hat sie an die Spitze der Weltbühnen geführt, er hat der Theaterkunst eines Menschenalters seinen Stempel aufgedrückt!

Dr. F. K.

Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

Zum 350. Todestag Joachim Neanders am 31. Mai.

Das viel und gerngesungene Lob- und Danklied „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren", eines der schönsten Kirchenlieder überhaupt, hat seinem Dichter Joachim Neander, wie es so häufig ist, erst lange nach seinem frühen Tode den wohlverdienten Dichterruhm eingetragen. In seinem kurzen Leben, — er ist nur 30 Jahre alt geworden — ist der geistvolle Prediger nie so recht zur Geltung gekommen. Von seinen mehr als 50 Kirchenliedern werden heute hauptsächlich die vier sogenannten Königslieder gesungen, nämlich außer dem oben genannten „Sieh, hier bin ich Ehrenkönig", „Wunderbarer König, Herrscher von uns allen" und „Unser Herrscher, unser König". Auch die Singweisen dieser Lieder gehören zu den schönsten unseres Gesangbuches. Das neue Gesangbuch enthält insgesamt 6 Lieder von Neander.

Neander gehört der älteren pietistischen Richtung in der Kirchenlieddichtung an. Er stand aber dem Pietismus zunächst ablehnend gegenüber. Während seines Studiums der reformierten Theologie in seiner Vaterstadt Bremen, wurde er durch eine Predigt des pietistischen Erweckungspredigers, Theodor Undereyk innerlich völlig umgewandelt. Undereyk verschaffte ihm als sein geistiger Freund und Berater die Stelle eines Hauslehrers in einer reichen Frankfurter Kaufmannsfamilie, deren Söhne er nach Heidelberg begleitete. In Frankfurt trat er mit Philipp Jakob Spener, dem Haupte des deutschen Pietismus, in engere Beziehungen, ebenso mit dem Mystiker Johann Jakob

Schütz. Nach mehrjähriger Hauslehrertätigkeit wurde ihm das Rektorat an der reformierten Schule in Düsseldorf übertragen. Wegen seiner separatistischen Einstellung im Kirchendienst geriet er aber in erhebliche Konflikte mit dem Presbyterium, das ihm schließlich sogar das Betreten der Kanzel verbot. Als darum im Jahre 1679 eine Predigerstelle in Bremen frei wurde, verließ er Düsseldorf und ging nach Bremen, wo er kaum ein Jahr noch wirken konnte. Auch hier fand er mit seiner stillen, pietistischen Art wenig Anerkennung und kein großes Feld seiner Tätigkeit. Wahrscheinlich ist er von der Pest befallen worden. Auf seinem Sterbebett erlebte er schwere innere Kämpfe. Einmal rief er aus: „Ich will mich lieber zu Tode hoffen, als durch Unglauben zugrunde gehen."

Neanders Name ist übrigens nicht nur durch seine Lieder bekannt geworden. Auf seinen häufigen Wanderungen entdeckte der eifrige Naturfreund manche Schönheiten der Düsseldorfer Umgebung, so daß ein Tal nach ihm den Namen „Neandertal" erhielt. In diesem Tal hat man viel später die Überreste jenes vorgeschichtlichen Menschen gefunden, der als „Neandertalmensch" der Wissenschaft vieles erschlossen hat.

Fremdenverkehr.

Heiteres von G. W. Beyer.

Ein Luxuswagen mit einer Berliner Nummer hält vor dem einzigen Kolonialwarenladen des kleinen Heidedorfes. Auf dem Vordersitz neben der in voller Kriegsbemalung prangenden Herrenfahrerin thront erhaben ein Schäferhund.

Die junge Dame läßt ihr Horn unwillig brüllen, bis endlich der Ladenbesitzer auf die Straße tritt: „Sie wünschen?"

„Na", meint die Fahrerin ein wenig durch die Nase, „wahrscheinlich führen Sie in diesem verlassenen Nest doch nicht den Artikel, den ich brauche. Aber fragen kann ich doch einmal. Haben Sie Hundekuchen?"

„O sicher", antwortet der Ladenbesitzer und legt sein ledernes Gesicht in liebenswürdige Falten. „Sicher habe ich Hundekuchen. Seitdem so viele Kraftfahrer aus der Stadt zu uns kommen, wird er oft verlangt. Soll ich ihn in eine Tüte packen, oder wollen Sie ihn gleich hier essen?"

Der Luxuswagen mit der Berliner Nummer braust empört davon. Ohne den Hundekuchen.

*

Ein Fremder sitzt am Bach und hält seine Angel ins Wasser. Weltvergessen. Kommt ein Maurer mit einer Schubkarre voll Ziegelsteinen vorbei. Hält. Sieht dem Fremden wortlos zu.

Nach einer halben Stunde werden dem Maurer vom Stehen die Beine lahm. Er setzt sich auf die Ziegelsteine. Der Angler kümmert sich nicht um ihn. Er starrt auf das Wasser. Sein Kork schwimmt noch immer unbeweglich.

Noch eine halbe Stunde vergeht. Weder die Angelschnur noch der Fremde regt sich. Da hält es der Maurer nicht länger aus. „Na wissen Sie", grollt er, „so eine Geduld wie Sie möchte ich auch haben! Eine Stunde lang sehe ich Ihnen schon zu, und nichts haben Sie gefangen!"

*

Der Aussichtswagen, vorn bis hinten voller Amerikaner, fährt über die Münchener Maximiliansbrücke nach dem Maximilianeum hinauf. Der Fremdenführer zeigt auf die schäumende Isar und nennt einen Namen.

Ein Amerikaner, Typ „Mir kann nichts imponieren", der neben dem Fahrer sitzt, hat die Erklärung nicht recht verstanden. Deshalb wendet er sich an seinen bayerischen Nachbarn: „Chauffeur, wie heißt diese kleine Bach?"

„Kleine Bach?" echot der brave Münchener ein wenig erstaunt. Dann leuchtet sein Gesicht auf: „Dank' schön! Ich hätt's garnet g'merkt, daß der Kühler schon wieder ein Loch hat und läuft!"

*

Freudige Aufregung im „Hotel zum Fischer am See", das hauptsächlich von Anhängern des edlen Angelsports besucht wird. Ein Ehepaar, das jedes Jahr dort einkehrt, hat sich um ein paar Wochen verrechnet und ist vom Storch besucht worden.

Die junge Mutter möchte natürlich wissen, wie schwer ihr Baby ist. Leider besitzt der „Fischer am See" keine Kinderwaage. Doch der stolze Vater weiß Rat. „Liebste", sagt er, „ich kann ja den Jungen auf die Wage legen, auf der unser Wirt die Angelbeute seiner Gäste wiegt." — „Ja, tu das", freut sich die Mutter über die glückliche Lösung.

Drei Minuten später kommt der Vater freudestrahlend zurück: „Denk dir nur, was für ein phänomenaler Bengel! Auf zweiundzwanzig Pfund ist die Waage geklettert. Ich weiß nur nicht, warum der Wirt dabei ein so verlegenes Gesicht gemacht hat."

Bunte Chronik

* **Krieg im Frieden.** Eine aufschlußreiche Statistik wird von einer englischen Zeitschrift veröffentlicht. In der Zeit von 1918—1930 sind in England 84 000 Menschenleben durch Unglücksfälle in der Industrie und im Straßenverkehr vernichtet worden. Die Zahl der Verwundeten durch Unglücksfälle kann ohne Übertreibung als riesig bezeichnet werden. Sie beträgt 5 594 721. Im Weltkriege sind dagegen auf englischer Seite im ganzen 2 400 988 Menschen verwundet worden. Es stellte sich also heraus, daß die Zahl der durch Verkehrs- und Betriebsunfälle Verwundeten in 12 Jahren die Zahl der verwundeten Engländer des Weltkrieges um das Doppelte übersteigt. Noch aufschlußreicher ist der Vergleich zwischen der Zahl der Opfer dieses Krieges im Frieden mit der Zahl der Opfer des Burenkrieges, der vor 30 Jahren die ganze Welt in Spannung gehalten hat. In drei Jahren des Burenkrieges haben die Engländer nur 25 000 Mann verloren. Im Vergleich mit den 84 000 Toten durch Unfälle im Frieden kann man die Zahl wahrhaftig als unbedeutend bezeichnen.

* **Der Meteorstein in der Rentierherde.** Glücklicherweise pflegen die Meteorsteine gefährlichen Ausmaßes ihre Zerstörungswut in unbewohnten Gegenden auszutoben. Weniger angenehm ist diese erfreuliche Tatsache für die Gelehrten, die gezwungen sind, große Expeditionen zur Suche nach diesen interessanten Gästen aus dem Weltraum zu unternehmen. Vielleicht wird dies jetzt auch wieder der Fall sein, nachdem eingeborene Nomaden aus Kamtschatka kürzlich die Meldung von einem neuen Meteorfall nach Petropawlowsk brachten. Dem Bericht zufolge handelt es sich um einen Stein von riesigen Ausmaßen. Er soll zwischen ihre Rentierherden gefallen und rund 130 Tiere unter sich begraben haben.

* **Unzerreißbare und feuersichere Banknoten.** Vor kurzem ist es einem Schweizer Forscher gelungen, ein Banknotenpapier herzustellen, das weder zerreißen noch verbrennen kann und sich überhaupt nicht abnützt. Die Herstellung dieses Papiers erfolgt in der Weise, daß der Papierbrei mit geschmolzenem Zinn überzogen wird. Entgegen den schon früher angestellten Versuchen ähnlicher Art, wird durch dieses Verfahren die Faser des Papiers nicht angegriffen. An Stelle des Zinns kann zum gleichen Zweck auch Aluminium oder Kupfer verwendet werden. Die Herstellung dieses feuerfesten Banknotenpapiers hat außerdem noch den Vorteil, daß die Nachahmung solcher Banknoten sehr erschwert wird.

Lustige Rundschau

* **Sie kennt sich aus.** „Gut, ich nehme das Zimmer, und Sie werden sehen, was Sie für einen Mieter an mir haben. Noch jede Hausfrau hat geweint, wenn ich auszog." — „Das passiert Ihnen bei mir nicht; ich will die Miete im voraus haben."

* **Im Sanatorium.** „Durch eine Fastenkur werde ich Sie um zehn Jahre verjüngen, Herr Krause!" — „Ich zahle Ihnen das doppelte Honorar, Herr Professor, wenn Sie es durch eine Mastkur erreichen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T.-z o. p., beide in Bromberg.